

sind. Und dabei verhandeln sie über diese meist mit um so größerer Hefigkeit und Zuvorsicht, je weniger ihnen die ganze Schwierigkeit dieser heiklen Punkte klar ist und klar gemacht werden kann. Hier hätten die Klugheit, die Welterfahrung und der kirchliche Sinn aller Reformfreunde ein weites Feld, um eine Lösung zu finden, die den Laien Genugthuung und der Kirche Stärkung und Ruhe verschaffte.

Doch wir müssen schließen. Das wenige, was wir hier gesagt haben, mag allen Reformern zeigen, daß wir schon auch unsere Wünsche haben. Wir wollen uns gerne auf das Mindeste beschränken. Aber dort, wo wir einmal eine Erneuerung wünschen, sei es auf dem Gebiete der Lehre, sei es auf dem des Lebens, dort lassen wir uns von niemand an Ernst, an Konsequenz, an Zähigkeit übertreffen. Mögen sie uns in diesen Dingen nachahmen, dann werden wir uns sicherlich bald geeinigt finden.

Moderne Leben Jesu für das Volk.

Von Dr. Vinzenz Hartl, St. Florian.

Vor mehreren Jahren zeigte ich einer Frau aus den „besseren“ Ständen nebst den anderen Sehenswürdigkeiten auch die Bibliothek des Stiftes (St. Florian). Beim Anblick der Kunstschatze war sie trotz ihres Geschlechtes vielfach ganz sprachlos gewesen; es war ihr offenbar schwer gefallen, damit ihre Vorstellung von dem mittelalterlichen Dunkel eines Ordenshauses zu vereinbaren. Vollends gar der Bibliotheksaal kam ihr vor wie ein Märchen. Als ich sie nun unter anderem auch auf die Fachliteratur für Bibelfunde hinwies, da löste sich ihre Zunge und sie rief mit dem lebhaftesten Interesse, das mich bei der augenscheinlichen weltlichen Richtung ihrer Gesinnung sehr überraschte: „Bitte, Hochwürden, könnten Sie mir denn nicht ein Buch verraten, in welchem das Leben Jesu nach Art der modernen Biographien großer Männer einheitlich und anschaulich geschildert wird?“ Die Dame dachte dabei nicht an ein umfangreiches, mit allem wissenschaftlichen Apparat ausgestattetes Leben Jesu, deren es unter Katholiken und Andersgläubigen keinen Mangel hat; unbeirrt von allen wissenschaftlichen Untersuchungen wollte sie ein Lebensbild Jesu genießen, den ursächlichen Zusammenhang seiner Schicksale sich entrollen sehen, und den Heiland in greifbarer Wirklichkeit und lebendiger Gegenwart schauen, wie er durch die Fluren, Dörfer und Städte wandert, lehrt und heilt und müde vom aufreibenden Kampfe mit seinen Gegnern sich in den Kreis seiner Jünger zurückzieht, bis seine Stunde gekommen. So ungefähr dachte sie sich ein Leben Jesu, das für sie genutzreich wäre; so ungefähr wünschen sich ein solches gegenwärtig weite Kreise der Welt mit ganzer und halber

und ohne Bildung, wie sich denn überhaupt in unserer Zeit ein großes Interesse für religiöse Fragen allenthalben regt. Leider sind es auch in diesem Punkte nicht die Kinder des Lichtes, welche diesen Zug zum Religiösen geschickt benützen; wenigstens nach dem Stand der „Biographien“ des Heilandes zu urteilen, zeigen sich die Kinder der Welt flüger.

Es ist ganz wunderbar, wie rasch und zahlreich die „religionsgeschichtlichen“ Broschüren und Traktätchen aus dem Boden schießen, um welchen Spottpreis sie auf den Büchermarkt gebracht werden und welch einen reizenden Absatz sie finden. Auflagen in 10.000 Exemplaren sind keine Seltenheit und auf manchem Bändchen liest man: 11. bis 20. Tausend. * Lehmanns Verlag (München) spendet seine „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“, unter welchem so vielversprechenden Titel hervorragende Gelehrte nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ihre Weisheit an den Mann bringen. Der Verlag J. C. B. Mohr (Tübingen) wendet sich mit seinen „Lebensfragen“ (Schriften und Reden, herausgegeben von H. Weinelt, das Heft im Preise von 50 bis 75 Pf.) mit Beziehung eines ansehnlichen Gelehrtenstabes (z. B. Harnack, Holzmann, Söllicher etc.) „an Väter und Mütter, Verwaltungsbeamte und Richter, Aerzte, Hoch- und Volksschullehrer“, an die Pfarrer, „die sich eine freie Stellung in ihrer Theologie und einen hellen Blick für die Nöten des modernen Lebens erkämpft und bewahrt haben“, „an Fabrikanten und Kaufleute, an alle gebildeten und sich bilden wollenden Menschen“. Der Verlag Gebauer-Schwetschke (Halle a. Saale) will „planmäßig“ in 5 Reihen von kleinen Heften zu je 30 bis 60 Pf. grundlegende Erkenntnisse vermitteln über das Neue Testament, die Religion des Alten Testaments, über allgemeine Religionsgeschichte und Religionsvergleichung, über Glaube und Sittlichkeit — Weltanschauung und Philosophie, endlich durch „Bilder aus der Kirchengeschichte“. Dem Herausgeber Lic. Schiele-Marburg stehen nahezu 50 Gelehrte zur Seite, die in der protestantischen Theologie zum Teil einen sehr guten Namen haben.

Durch solche Abhandlungen über religiöse Fragen im allgemeinen, in welchen der Glaube an den persönlichen Gott, wenn auch nicht immer an den Richter und jedenfalls nicht an die Dreifaltigkeit, festgehalten, die Unsterblichkeit mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit „geahnt“, „gehofft“ oder postuliert wird, sucht man den Leser dahin zu bringen, daß er fähig wird, schließlich auch die Wahrheit über Christus zu ertragen. Hat er sich nur erst daran gewöhnt, die Bibel mit ebenso profanem, ja noch kritischerem Auge zu betrachten, wie andere alte Schriften religiösen Inhaltes; hat er es einmal gelernt, in den übrigen Punkten so zu verfahren, als ob nicht die überlieferten Texte die Norm wären, an denen wir die Richtigkeit unserer Vorstellungen von der Entstehung des Christentums zu erproben haben, sondern vielmehr unsere Vorstellungen maßgebend wären für die Beurteilung der Dokumente, dann kann man ihm auch schon

über Christus die Augen öffnen und was immer an dem von den Evangelisten uns gezeichneten Christusbild unseren aufgeklärten Ideen nicht entspricht, entweder als „spätere Uebermalung“ (Furrer) einfach entfernen, oder als den „Goldgrund, auf den der spätere Gemeindeglaube die Gestalt Jesu aufgetragen hat“ (Bouffet) betrachten, von dem man nur das historisch Mögliche abzuheben braucht. Was dann noch übrig bleibt, das sind so unbestimmte Linien, daß ein jeder seinen Genius in der Ausführung des neuen „historischen“ Christusbildes frei schalten lassen kann: Ein Konflikt mit der „Wissenschaft“ ist gar nicht mehr zu fürchten!

Auf diesen in der höchsten Wissenschaft schon längst erprobten Wegen sind nun auch jene billigen, für das Volk aller Stände berechneten modernen Leben Jesu entstanden, mit denen wir uns im folgenden etwas intimer beschäftigen wollen, nicht so sehr, um uns mit den modernen ‚Evangelisten‘ selbst auseinanderzusetzen — diese lesen ja Katholisches nicht, — sondern um den praktischen Seelsorger, der wahrlich seine Zeit für dringendere und heiligere Pflichten braucht, die Notwendigkeit zu ersparen, in solch ein Labyrinth von Willkür und Verführung einzudringen und trotzdem ihm einen für sein Wirken kaum entbehrlichen Einblick zu gewähren in eine hochernste Bewegung im protestantischen Lager, die bei der Verblässung der konfessionellen Grenzlinien besonders in städtischen Kreisen gar leicht auch auf die wenigstens politisch abgestandenen Katholiken übergreifen könnte. Gegen eine solche Gefahr die Aufmerksamkeit der Hirten zu schärfen; dem im Kampfe Stehenden eine Waffe darzureichen; dem durch mancherlei Enttäuschungen Entmutigten einen wenn auch geringen Trost zu spenden durch den Hinweis darauf, wie unvergleichlich siegesfreudiger doch die Lage des katholischen Seelsorgers ist gegenüber den wenigen noch christusgläubigen „Amtsbrüdern“ im „lauteren Evangelio“, die von allen Seiten den Wolf eindringen sehen in ihre Herde, ohne sich helfen zu können; den protestantischen Proselytenmachern ein „medice, sana te ipsum“ zuzurufen, ist der Zweck dieser Zeilen. Wenn wir dabei manchmal über den „historischen Christus“ Bemerkungen machen müssen, die dem Christus der Evangelien gegenüber eine Gotteslästerung wären, so bitten wir den feinsühligen Leser zu verzeihen und nie zu vergessen, daß es ein Phantasiechristus ist, ein Bastard, dem die Larve der Verehrungswürdigkeit herabgerissen werden muß, um der Gefahr vorzubeugen, daß er an Stelle des echten untergeschoben werde.

Alles was im folgenden unter „...“ gesetzt ist, ist wörtliches Zitat aus dem betreffenden Werke. Nur haben wir uns ab und zu erlaubt, im Interesse einer ungezwungeneren Sprache die ursprüngliche Konstruktion oder Wortstellung etwas zu ändern. Um nicht durch zu viele Ziffern den Text zu unterbrechen, ist die Seitenzahl nur bei wichtigeren Zitaten angegeben. Dabei haben wir uns bemüht, das sprachliche Kolorit des jeweils besprochenen Buches möglichst beizubehalten, wornach manches für das gläubige Ohr Fremdartige

beurteilt werden möge. Um nicht durch zu große Ausführlichkeit zu ermüden, haben wir auf viele Verstöße nicht reagiert, auch wo es für einen Kritiker geradezu verlockend wäre; wo es in den Grundanschauungen fehlt, kann man sich nicht in Kleinigkeiten ergehen. Wir beginnen mit dem wegen des pietistischen Tones und der verführerischen Form gefährlichsten und zugleich in gewisser Hinsicht neuesten Leben Jesu von Furrer, dessen Besprechung auch wegen der Vortragen den größeren Raum erfordert; bei den übrigen können wir uns kürzer fassen.

A. Leben Jesu von Furrer.

Soeben erschien bei Hinrich (Leipzig) und Müller, Werder & Co. (Zürich) „Das Leben Jesu Christi, dargestellt von Dr. Konrad Furrer, Pfarrer an St. Peter und Professor an der Universität Zürich“ in zweiter Auflage. In erster Auflage erschien es 1902 unter dem Titel „Vorträge über das Leben Jesu Christi“ ganz in der Form der freien Vorträge, aus denen es entstanden war. Den Namen eines „Lebens Jesu“ erhielt und verdient erst die jetzige „konzipiere Fassung“, welche eine durchgreifende Aenderung erfahren hat und ein völlig abgerundetes Bild des Lebens Jesu gibt, wobei ihr die von den freien Vorträgen bedingte vielfach gehobene, ja begeisterte Sprache außerordentlich fördernd zugute kommt. Es ist aber dieses so entstandene Leben Jesu ein hoch modernes, insofern Furrer nicht bloß im Gegensatz zu der offenbarungsgläubigen Auffassung der Person Jesu Christi, sondern auch der „Kritik“ gegenüber vielfach eigene Wege einschlägt und in letzterer Hinsicht einen unverkennbaren Fortschritt bedeutet; es ist ein modernes endlich darum, weil es von dem Bilde Jesu, das uns — von Johannes zu schweigen — die Synoptiker entwerfen, kaum mehr einige Hauptpunkte beibehält. Es führt uns jenes Bild vom Weltenheiland vor, das sich ein Gelehrter unserer Zeit auf Grund seiner Anschauungen vom „heiligsten Bilde der Menschheit“ (V) gemacht hat und uns nunmehr unter dem anspruchslosen Namen des „historischen Christus“ lebendig und mit glühenden Farben vor Augen malt: Man sieht es ihm an, ohne daß es Furrer eigens zu betonen brauchte: Der Verfasser „hat mit dem Herzen geschrieben“.

Es ist ein Bild, in großen Zügen entworfen. Der Verfasser gehört nicht zu den „kümmerlichen Antiquaren, die mit der Lupe jede Faser des zeitlichen Gewandes Jesu untersuchen, aber den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit nicht auf sich wirken lassen“ (V). Er hat die Gestalt Jesu völlig in sich aufgenommen und reproduziert sie nun mit souveräner Gestaltungskraft wie einer, der Macht hat. Dabei verzichtet er auf allen wissenschaftlichen Apparat, um für das „Volk in möglichst weitem Kreise“ verständlich zu bleiben; was er zu sagen hat, „soll allermeist sich durch sich selbst rechtfertigen“ (IV).

I. Voraussetzungen.

Zwei Voraussetzungen sind es, von welchen Furrer ausgeht:

1. Die Unveränderlichkeit der Naturgesetze.

2. Die Konstanz der menschlichen Natur.

Erstere braucht er, um den Phantasiechristus „der Theologen“ zu destruieren, die zweite, um seinen „historischen“ Christus aus zerschlagenen Trümmern neu zu konstruieren. Er beweist auch seine Voraussetzungen, wenigstens die erste, und zwar geschickt und populär. Durch Streifzüge in die Religionsgeschichte der Völker sucht er zunächst die Wunderberichte in ein ungünstiges Licht zu setzen, dann rückt er der Sache selbst an den Leib.

Es war im vorhinein zu erwarten, daß von Christus Wunder berichtet werden. „Denn wir kennen kein großes Leben des Altertums, das nicht von einem Kranz von Wundern umgeben wäre.“ Wie viele Wunder schreibt „die Ueberlieferung“ (i. e. das Alte Testament) dem Moses und Jesu zu und den Propheten! Und erst den ehrenwerten Buddha „begleiteten Wunder über Wunder“. Selbst dem „langweiligen Morallehrer Confucius“ hat man diese Ehre erwiesen. Bei den Negern und Tataren und Eskimos und Indianern galten die Priester „als über jede Schranke des Wissens und Könnens erhaben“. Dann denke man doch an die Hexen! Unter solchen Umständen muß jeder Wunderbericht von Anfang an als verdächtig erscheinen, nicht obwohl, sondern eben weil „ein Glaube an Wunder . . . in der ganzen weiten Welt und durch alle Jahrtausende verbreitet war“ (119 ff.). Ja „heute noch ist die große Mehrzahl aller derer, die in einem lebendigen Verkehr mit Gott und Jesus Christus stehen“ (— dem Verfasser gelten gnädigerweise auch die Katholiken als solche —) „dem Glauben zugetan, es sei das Leben Jesu Christi reich an Wundern gewesen“. So wird „kein guter katholischer Christ“ — man denke nur an „unseren Nikolaus von der Flüe“ — „unter die Reihe der Heiligen aufgenommen, von dem nicht glaubwürdigen Zeugen eine größere Anzahl von Wundern bezeugen“. Ja, auch die Protestanten, so skeptisch sie gegen Wunder der Gegenwart sind, „hängen doch mit aller Wärme ihres Gemütes an der Glaubwürdigkeit der biblischen Wunder“.

Nachdem so im Handumdrehen das Zeugnis der menschlichen Natur für die Möglichkeit von Wundern zu einem starken Präjudiz gemacht wurde gegen jeden Wunderbericht, muß der Gottesbeweis aus der Ordnung in der Welt zum Beweise der Unmöglichkeit der Wunder selbst herhalten. Dabei versteht es der Verfasser, den Anschein zu erwecken, als würde die Zulassung der Möglichkeit eines Wunders gleichbedeutend sein mit der Zerstörung jedes Gottesbeweises. Es muß für den gewöhnlichen Menschen — und für sie ist ja das Buch geschrieben, — sehr schwer ins Gewicht fallen, wenn er auf einmal vor der Alternative steht: Entweder Wunderglaube, dann kein Gottesbeweis; oder Gottesglaube, dann kein Wunder mehr! Daß es denn doch auch noch andere Gottesbeweise von mindestens ebenso großer Beweiskraft gibt, das verschweigt Furrer wohlweislich. Er

schreibt: „Es ist ein Mangel schärferer Erkenntnis, wenn man behauptet, Naturgesetze können immer wieder aufgehoben werden.“ „Wandellos gehen die göttlichen Ordnungen ihren Gang...“, da sie nicht bloß das Alltägliche einschließen, sondern auch das Außergewöhnliche, das ganz selten erscheint“, auch das, was in „religiösem Sinne ein Wunder“ genannt werden muß, nämlich „jedes Ereignis, dessen irdische Ursache wir nicht kennen und das uns deshalb mit größter Lebhaftigkeit an die letzte und höchste Ursache — Gott — erinnert“.

Das höchste derartige Wunder ist Jesus Christus selbst. — Die Welt ist „kein Mechanismus, bei dem der Werkmeister bald da, bald dort etwas verändern kann“; nein „bei Gott ist keine Veränderung, nicht der Schatten eines Wechsels“ (Joh. 1, 17). Diese Ewigkeit der Ordnungen aufheben, heißt das Fundament des Gottesglaubens untergraben. In diesen ehernen „Weltenzusammenhang ist auch die Persönlichkeit Jesu Christi mit inbegriffen“ und es ist schauerlich tröstlich, daß „dieselbe Liebe über uns wacht“, wie über Jesus Christus und seine Apostel. — „In den Ordnungen Gottes hat auch das Gebet seine Stelle, denn der Drang zum Gebete ist uns von Gott ins Herz gelegt. Wer kann ergründen, wie weit die Wirkungen des wahren Gebetes reichen! Die Erfahrung lehrt uns nur, daß die Menschen oft wie mit Sturmesgewalt aus innerster Nötigung zum Gebete hingerrissen werden und daß oft solche inbrünstig beten, deren Lippen für jeden Laut der Andacht seit Jahren stumm gewesen. In mächtigster Erregung fragen ganze Völker nicht mehr: Dürfen wir beten? Sie beten, und auf Adlersflügeln tragen die Starken die Schwachen zu Gott empor. Gemäß der Ordnung Gottes müssen wir hungern, dürsten, gemäß seiner Ordnung müssen wir auch beten. Wer das leugnet, kennt die innere Geschichte der Menschheit nicht. Wenn also die tiefsten Bedürfnisse unseres Gemütes in die ewigen Ordnungen Gottes eingebezogen sind, soll uns das nicht beruhigen?“ Darum wird der schärfer Denkende „aufjubeln... beim Gefühle, Gott ist ein ewiger Gott und seine Gedanken sind wandellose Gedanken und wir sind von einer ewigen Ordnung getragen!“ „Es ist nicht ein Zeichen tieferer, innigerer Frömmigkeit, an Wunder im theologischen Sinne zu glauben“ (S. 127), nämlich „an Ereignisse, die nur stattfinden können durch Aufhebung der Ordnungen, die Gott der Natur gesetzt hat“ (124).

Ich habe diese Erörterungen ausführlicher zitiert, weil sie nicht nur schöne Gedanken über das Gebet enthalten, sondern auch den Trugschluß offenbaren, dem der Verfasser, ohne es zu ahnen, hier erlegen ist. Furrer hat so anerkennende Worte für die Fähigkeiten und die Denkerarbeiten der Theologen; er darf überzeugt sein: Keiner von ihnen hat von Gott so klein gedacht, wie Furrer glauben möchte. Keinem ist es eingefallen, sich Gott als einen armseligen Handwerksmann vorzustellen, der bald da, bald dort an seinem Werke herumprüfchen muß. Wenn der Theologe von Wundern spricht, so leugnet

er nicht, „daß Gott treu ist“; er sieht eben auch im Wunder „das Walten des ewigen Geistes“. Denn mit demselben Rechte, mit dem Furrer das Gebet und seine geheimnisvolle Macht in die „ewigen Ordnungen“ Gottes einschließt, bezieht der ‚Theologe‘ das Wunder in den ewigen Schöpfungsplan des Herrn ein und zwar als ein notwendiges Mittel, um den in Irrtum und Sünde verstrickten und immer tiefer darin versinkenden Menscheng Geist wie aus einem gierigen, alles verschlingenden Moor mit starker Hand herauszuheben. Es ist ein Gesetz des mit dem Leibe verbundenen Geistes, daß ihn „jene sehr reale Macht, die immer noch eine furchtbare Gewalt über das Menschenherz ausübt, in die Tiefe zieht“ (73), und zwar nicht etwa auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, sondern auf dem Gebiete der Gottesliebe und Menschenachtung und somit der Lebenswohlfahrt, auf jenem Gebiete, auf dem Furrer sehr richtig in Jesus Christus den für immer entscheidenden Wendepunkt der Menschengeschichte erblickt. Dieses Gesetz, das jeder am eigenen Leibe fühlt, sozusagen mit geschlossenen Augen noch wahrnimmt, hat die Geschichte der Menschheit vor Christus und zur Zeit Christi in den narbenbedeckten Leib des menschlichen Geschlechtes mit unauslöschlichem, grausamen Griffel eingegraben: wir brauchen es wahrlich nicht erst zu beweisen. Auch dieses Gesetz gehört in die ewigen Ordnungen und Gott ist es, der diese Ordnung gewählt hat. Ist er jener Vater der Liebe und gar der reinen Liebe, welche Furrer ausschließlich in Gott finden will, dann muß er auch dieser alles mit sich fortreisenden wilden Flut einen Damm entgegensetzen, an dem die menschliche Leidenschaft vergeblich rüttelt, an dem diese Wogen sich machtlos brechen, und das ist, wie die Geschichte zeigt, nicht Philosophie und sind nicht Ideale und nicht das Licht der menschlichen Vernunft: die haben ja alle vor jener unheimlichen Macht kapituliert! Nein, jener Damm kann nur eine alles Menschliche überragende Macht sein, die nicht in den Gesetzen des Stoffes und in den Kräften des geschaffenen Geistes, sondern in Gott wurzelt; diese Wahrheit, die allem Menschentum trotzt, muß ihren Halt haben in der Wahrhaftigkeit Gottes. Die unwandelbare Autorität des sich zweifellos als redend ausweisenden Gottes muß Bürge sein dafür, wogegen sich alles im Menschen aufbäumt und wehrt: Solches aber ist unmöglich ohne Wunder. Der Mund, vor dessen Wort die Menschheit sich beugen soll, muß sich berufen können auf Gottes Sendung und Gottes Zeugnis, und Gottes Zeugnis kann nur bestehen in einer Tat, die allen Gesetzen der Natur Hohn spricht, dieselben zwar nicht in sich zerstört, aber ihre Wirkung aufhebt und übersteigt. Somit gehört das unverkennbare Zeugnis Gottes, das unmittelbare Eingreifen der unerschaffenen Macht so notwendig in den Schöpfungsplan Gottes, wie das Gebet; und wenn nach Furrer niemand die Macht des Gebetes umgrenzen kann, wer gibt ihm das Recht, es doch zu tun? Woher nimmt er die Berechtigung, der Macht des Gebetes oder sagen wir des Wortes Christi das abzu-

sprechen, was er dem freien Willen des Kindes wird zugestehen müssen, nämlich in die Gesetze der Natur ordnend, ja hemmend einzugreifen? Kann der allmächtige Wille, der bei der Schöpfung das Fiat gesprochen, nicht auch in jenem ewigen Willensakte sein Fiat darüber gesprochen haben, was sein vielgeliebter Sohn in der Zeiten Fülle zum Heile der Welt als Beglaubigung seiner Sendung und Würde und Person wird den Menschen geben wollen, ja geben müssen? Man muß nur nicht das Wunder im „theologischen“ Sinne als „Aufhebung der Ordnungen, die Gott der Natur gesetzt hat“ erklären! Das ist ja eine falsche Definition des Wunders, das ist nicht Wunder im Sinne und nach der Lehre der Theologen, sondern ein Begriff, den sich Furrer fabriziert hat, um ihn bekämpfen und dann den Glauben erwecken zu können, er habe nicht seinen Wunderbegriff, sondern den der Theologen als unmöglich erwiesen. Kein Theologe nennt das Wunder eine Aufhebung der Ordnungen der Natur, wenn das heißen soll, was ihm Furrer unterstellt: Aufhebung der Naturgesetze! Ein Wunder wirken, heißt nicht die Gesetze der Natur, sondern einzelne Wirkungen derselben aufheben, respektive etwas bewirken, was die Naturgesetze nicht leisten können oder was mit den Naturgesetzen nichts zu tun hat. Aus der Konstanz der Gesetze folgt nicht die Unmöglichkeit der Aufhebung einzelner Wirkungen derselben; die Dhmacht der Natur, sich über ihre Gesetze zu erheben, nimmt Gott dem Herrn nicht die Möglichkeit, über die Natur hinaus und ohne die Natur etwas zu bewirken. Diese Stellung Gottes über den Kräften des Geschaffenen hat sogar im Menschen sein Analogon; Allerdings nicht Naturgesetze, aber bestimmte natürliche Wirkungen derselben kann selbst ein Kind vereiteln oder mittels der Naturkräfte etwas hervorbringen, was die Kräfte der Natur für sich nicht könnten. Es kann die Schwerkraft des fallenden Steins ausheben, paralyfieren; ja ihr eine stärkere Kraft entgegenstellen und das Gegenteil von dem herbeiführen, was die Kräfte der Natur ihren Gesetzen allein gehorchend, bewirken würden. Ebenso kann z. B. auch Gott den natürlichen Fortschritt der Auflösung des der Herrschaft der Seele entzogenen Leibes zum Stillstand bringen, ja sogar den anorganischen Prozeß in sein Gegenteil, den organischen Prozeß umwandeln, indem auf seinen ewigen, unwandelbaren Willen hin — in dieser Weltordnung in einzelnen, bestimmten, etwa für die Entwicklung der Menschheit wichtigen Fällen, bei der allgemeinen Auferstehung aber ausnahmslos — die Seele wieder zum Lebensprinzip des Leibes wird und die Funktionen desselben auszuüben beginnt. Das ist aber keine Aufhebung der Naturgesetze, das ist eine Unterstellung der Naturkräfte unter die Leitung einer höheren Macht, ist ein Fall, der über die Ordnungen der bloßen Natur, nicht aber über die ewigen Ordnungen der Vorsehung, „die göttlichen Ordnungen“ hinausgeht; das ist nicht ein Herumforrigieren Gottes, das die Ewigkeit seines Willens gefährdet, sondern ein ewig gewollter wichtiger Faktor

in der Abwicklung der „göttlichen Ordnungen“, die eben nicht bloß die Ordnungen des Stoffes, sondern in erster Linie auch die Ordnungen des Geistes mit umfassen, dessen von Ewigkeit gewollte Entwicklung und Heranreifung zur gottgewollten Vollkommenheit ohne die Macht der unmittelbaren Offenbarung Gottes und seines Zeugnisses undenkbar ist, solange der Mensch ist, wie er faktisch ist und nicht wie ihn eine für die Studierstube passende, aber mit der rauhen Wirklichkeit unvereinbare Vergötterung der Menschennatur darstellt. Das hat Furrer vergessen und darum verwechselt er in einem fort die Ordnungen der Natur und „die göttlichen Ordnungen“ überhaupt. Erst stellt er sich auf die Warte der Ewigkeit und negiert darum jede Aenderung an den göttlichen Ordnungen; dann verläßt er diesen überweltlichen Standpunkt, tritt mitten hinein in den beschränkten Gesichtskreis des bloßen Menschen und negiert mit derselben Dreistigkeit auch alles, was über seinen nunmehrigen Horizont, welcher der des bloßen mühsam forschenden Menschen ist, hinausgeht; übersieht, daß die Gesetze für Mensch und Natur nicht auch Gesetz sein müssen für Gott; daß, was der Aar in des Himmels Höhen mit weitschauendem Auge schon lange hat sich vorbereiten sehen, den Sperling auf der Tenne völlig überraschen kann.

Die Wege Gottes sind wandellos für Gott, aber gar oft verblüffende Rätsel für den Menschen, für ihn nur erklärlich durch Annahme eines über allem Naturwalten liegenden schöpferischen Aktes, dessen Eingliederung in die göttlichen Ordnungen ihm absolut verborgen war. Diese Auffassung ist a priori, wie das von Furrer selbst anerkannte Zeugnis des ganzen Menschengeschlechtes von der Möglichkeit des Wunders beweist (S. 121/2), mindestens ebenso berechtigt und widerspruchsslos wie die Furrers und wir Menschen müssen es schon Gott selbst überlassen, ob er in seine göttlichen Ordnungen für bestimmte Stadien der Entwicklung das unmittelbare Zeugnis seiner untrüglichen Wahrheit mit aufnehmen will oder nicht. Es darf daher Furrer dem „Theologen“ oder besser: dem Christen, dem Menschen überhaupt, nicht verwehren, wenn er zwischen zwei a priori möglichen göttlichen Ordnungen diejenige als die wirkliche anerkennt, welche allein vereinbar ist mit Ereignissen der Weltgeschichte, und sogar der Gegenwart, die einwandfreie, urteilsfähige Zeugen mit ebenso großer Bestimmtheit über jeden Zweifel erheben, wie irgendwelche andere allgemein anerkannte Geschehnisse. Möge es mir Furrer nicht übel nehmen, wenn ich ihm in Anerkennung seines Ringens nach Wahrheit ernstlich rate, über diese grundlegenden Fragen einmal einen namhaften Theologen nicht etwa bloß zu lesen, sondern zu studieren: Solche Fragen sind ja wohl ein Studium wert, namentlich wenn man das Bedürfnis fühlt, auf Grund des eigenen Urteils andere darüber zu belehren. Damit er nicht lange zu suchen braucht, so schlage ich ihm gleich herzhast einen Jesuiten schlimmster Sorte vor: Möge er vielleicht zur Hand nehmen: Christ. Besch: Praelectiones

dogmaticae tom. I. Herder, Freiburg i. B. pag. 89 ff., speziell pag. 99—103 über die Zugehörigkeit der göttlichen Offenbarung zu den ewigen Ordnungen; ferner über die richtige Definition des „theologischen Wunders“ Seite 106 ff. n. 183—186 und dazu die Propositio XV. Damit der Leser gleich von Anfang an die Ueberzeugung gewinne, daß ich mich bei meiner Unterscheidung von Naturordnung und seinen (i. e. Furrers) „göttlichen Ordnungen“ nicht ohne Grund auf die Theologen berufe, so will ich hier mit einem Satze aus der zitierten Propositio dienen. Seite 108 schreibt Pesch folgendes: „Deus (enim), sicut ab aeterno voluit leges naturales, ita eodem aeterno et immutabili actu voluit suo tempore fieri exceptiones, quae non sunt mutatio Dei sed mutatio t-rminorum, quos Deus semper immutabili actu voluit cum omnibus eorum mutationibus. Ergo miracula sunt quidem extra consuetum naturae cursum, non vero extra ordinem providentiae divinae ab aeterno omnia ordinantis.“ Pesch beruft sich beispielsweise dafür auf S. Thom. De pot. 9. 6, a. 2; Contra gent. 1. 3, c. 98.

Der Leser möge entschuldigen, daß ich mich bei diesen einfachen, für alle halbwegs in der Theologie Bewanderten längst bekannten Distinktionen solange aufgehalten habe! Wenn selbst Gelehrte, die wie Furrer ein ganzes Leben hindurch, und zwar wie es scheint, aufrecht nach der Wahrheit ringen, in so gewöhnlichen Dingen so schmächtig in die Irre gehen, dann kann man von den übrigen Gebildeten, welche sich mit philosophischen Spekulationen abzugeben keine Zeit haben, unmöglich erwarten, daß sie sich über die Haltlosigkeit solcher Scheingründe, deren Unwahrheit sie im Innersten fühlen, auch im Einzelnen Rechenschaft geben können. Zudem ist die Unmöglichkeit des Wunders die ausschlaggebende Prämisse der Untersuchungen Furrers und des noch zu besprechenden Lebens Jesu; die andere Voraussetzung, die Konstanz der menschlichen Natur, die Furrer zur Konstruktion seines geschichtlichen Christusbildes verwendet, konnte nur auf Grund jenes Fundamentalirrtums zur Zeichnung eines solchen Herrbildes eines geschichtlichen Christus führen, wie es Furrer — eigentlich zugleich mit Leugnung der Konstanz der menschlichen Natur, wie wir sehen werden — gezeichnet hat.

II. Furrers Christus.

Wir gehen nun von der Darstellung der Voraussetzungen zur positiven Leistung Furrers über. Als Evangelist hat sich Furrer die rühmenswürdige Aufgabe gestellt, die Frage zu beantworten: „Wie ist aus der Wirkung Jesu auf die Menschheit sein innerstes Wesen zu erklären?“ (V). Er ist aber diesem Versprechen nicht im entferntesten nachgekommen. Wenn es wahr ist: „Die Wirkung ist nicht größer als die Ursache“, — dann ist der Christus, den Furrer uns als geschichtlich beglaubigt hinstellt, am Christentume unschuldig, denn er ist zu pygmäenhaft, zu klein, um sich mit der Bewegung messen

zu können, die sich an seinen Namen knüpft. Der historische Christus des Evangelisten Furrer, in Vergleich gezogen zu dem Christentum, wie es sich heute darstellt, ist einem Knaben gleich, der, als er den Schneeball formte, keine Ahnung hatte, daß dieser, seiner Hand entgleitend, zu einer Riesenlawine werden sollte, die mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Weg nimmt. Nicht Christus, sondern der Unverstand seiner „Apostel“ hat der Welt das Christentum gegeben.

Wir erlauben uns dies durch eine bei aller Kürze möglichst getreue Wiedergabe der Ideen und Geschichtsdarstellung Furrers zu erhärten, wobei wir uns allerdings nicht an die Abfolge der Darstellung halten zu müssen glaubten.

Wie schon erwähnt, ist sich Furrer darüber klar geworden, daß es ein Wunder unmöglich geben kann. Das ist der Grundgedanke, mit dem er alle Geschichtserzählung der von ihm allein als Quellen anerkannten Synoptiker und die spärlichen Notizen des einwandfreiesten Zeugen (Paulus) zu einem einheitlichen Ganzen verbindet. Zur richtigen Bewertung der in diesen Geschichtsquellen überlieferten, aber durch mancherlei spätere Zutaten verdunkelten Geschehnisse hält sich Furrer stets vor Augen, daß „menschliches Wesen durch alle Jahrhunderte im Innersten sich gleichbleibt“ (IV). Wenn er daher in den Evangelien auf einmal etwas ganz fremdartiges entdeckt, womit er seine Uebersetzung nicht in Einklang bringen kann, dann weiß er im vornherein, daß, weil „das geistige Leben doch immer gleich bleiben muß“, das Fremdartige nur „in der Gestalt“ liegen kann und er versteht es meisterhaft, „fremde Geisteserzeugnisse“ von der „Seltsamkeit ihrer Formen“ loszuschälen und das Groteske der orientalischen Sprache und Darstellung nach den „innersten Intentionen“ der Urheber zu deuten. Furrer hat es gelernt, auch „festgeballte Wolkenmassen“ von wirklichen Gebirgen zu unterscheiden (cf. S. 142). Aber die Theologen haben sich täuschen lassen, für Wirklichkeit gehalten, was eitel Dunst ist, „haben die alten Formen des geistigen Lebens mit diesem selbst verwechselt“ und darum der Menschheit „Steine statt Brot gegeben“. Sie haben eben nicht bedacht, daß der Orientale ein ganz anderer Mensch ist wie wir: Ihm fließt Gedankliches und Sinnliches immer ineinander. „Ich sehe den Himmel offen“, sagt der Morgenländer, „wenn er die heiligsten Gefühle empfindet“ (S. 69). Was er lebhaft fühlt, projiziert er unbewußt in die Außenwelt und weil die Juden fühlten (woher und warum, dürfen wir Furrer nicht fragen), u. zw. ganz dem Willen Jesu gemäß ahnten: „der, welcher dieses Evangelium (der reinen Vaterliebe Gottes) uns verkündet, ist von Gott gesandt“ (S. 129) und weil sie alle glaubten, ein Gottgesandter müsse Wunder wirken, so sahen sie auch an ihm, was sie von ihm erwarteten. Darum finden eine ganze Reihe der großartigsten „Wunder“ ihre ganz natürliche Erklärung in sehr banalen Vorgängen des wirklichen Lebens Christi. Selbstverständlich hat es ferner damals hysterische Heilungen gegeben: bei diesen ist es nicht einmal notwendig, sich auf

die Virtuosität des Morgenländers in der Verwechslung von Erwartung und Wirklichkeit zu berufen; solche Ereignisse geschahen wirklich so wie sie erzählt werden, — sie sind ja im Gebiete der Medizin ganz gewöhnliche Erscheinungen! Die fieberhafte Erwartung des Messias — man bittet um gebührenden Ernst bei der Lektüre! — „hatten die Nerven von Tausenden zerrüttet und eine Menge von Krankheitserscheinungen hervorgerufen, die auf geheimnisvoller, tiefer Störung des Nervensystems beruhten“. Bei der Gewißheit, (— woher sie die wohl nahmen? —) daß von Jesus heilende Kräfte ausgingen, gerieten solche, deren Krankheit jeder ärztlichen Behandlung gespottet, in „eine starke seelische Erschütterung“ und sie waren gesund. (S. 129 f.) Zum Verständnis solcher Fakta ist also die orientalische Anlage, aus Wolken solide Gebirge zu machen, gar nicht erforderlich, aber sehr nötig bei Berichten, die so, wie sie erzählt werden, unbedingt in den Bereich des theologischen Wunders gehören würden. Man denke z. B. an die Stillung des Seesturmes, Brotvermehrung, Seewandeln, Totenerweckungen (Tochter des Jairus und Jüngling von Naim, — die Erweckung des Lazarus ist ja überhaupt nicht Geschichte!) Bei solchen Berichten muß man sich immer vor Augen halten, daß der Orientale bei dem, von dem er ein Wunder will, es auch findet, u. zw. in den unschuldigsten Handlungen desselben. Jesus war während eines fürchterlichen Sturmes auf der See. Während aber die sturmerprobten Fischer sich verloren gaben, blieb er in seinem unerschütterlichen Bewußtsein, daß er in Gottes Vaterhand sicher sei, selbst in dem Augenblicke ruhig, da sie die See zu verschlingen drohte. Er behielt recht. So schnell wie er gekommen, legte sich der Sturm. Das Kindesbewußtsein Jesu trug einen imponierenden Sieg davon! Die Fischer — die doch mit den Launen des Sees mehr vertraut waren als irgend jemand — fanden auf einmal, daß es eigentlich Jesus gewesen, dem die See gehorcht hatte! Wie viel rührender, meint Furrer, ist doch für den Matrosen, wenn der Sturm ihn zu verschlingen droht, diese Auffassung — natürlich wegen des *juvat socios habere malorum* — als der Glaube an Christi Wundermacht! De gustibus kann man bekanntlich keinen wissenschaftlichen Streit anfangen.

Jesus sah das Volk hungern; da opferte er sein letztes Stücklein Brot; die Leute, von solchem Opferwillen (nana!) hingerissen, erinnerten sich plötzlich, daß sie auch in ihrer Tasche noch ein Krümchen haben und gaben das ihre mit Freuden hin. „Die anderen zeigten sich im Annehmen bescheiden, so daß alle satt wurden.“ Daraus machte später die orientalische Phantasie das Wunder der Brotvermehrung. Furrer findet seine Erklärung ungeheuer rührend! Christus leidet „selber Hunger, damit die anderen nicht hungern müssen“. Wer mit 5 Broten Tausenden den Hunger vertreiben will, der gehört dorthin, wohin man heute den steckt, der — *ἐξέρτη* (Marc 3. 21)! — Der Heiland sieht die Jünger im Meere kämpfen; da unternimmt er mitten in

der Nacht trotz Ermüdung eine mehrstündige Fußwanderung um den See, und wie die Jünger endlich landen, sehen sie „im Halbllicht der Dämmerung“ ihn am Ufer, „meinten es sei ein Geist, und sie schrieten entsetzt“ — die dummen Kerle! Ist das nicht rührend? Von 10 bis 3 Uhr nachts wandert er, — damit er am Ufer, wenn die Jünger in Sicherheit sind, sagen kann: Da bin ich! Wie, wenn der Sturm die Jünger nicht landen ließ, trotzdem der „Historische“ am Ufer stand — als blamierter, ohnmächtiger Wicht?!

Der Orientale läßt die Seele des Verstorbenen drei Tage lang um den Leichnam schweben. Ergo — offenbar, weil sie gar nicht weit hat! — ist für ihn eine Totenerweckung nichts so Undefbares. Wie nun „schon die alten Propheten ein ungewöhnlich feines Vermögen hatten zu empfinden, was nach Gottes Willen möglich ist, . . . so war in noch weit höherem Maße Jesu diese Gabe eigen“ (S. 137). Darum hatte er es sofort weg, daß der Jüngling von Naim und die Tochter des Jairus nicht ins Grab hineingehören: das im gefährlichen Alter stehende Mägdlein — beim Jüngling muß man sich halt das gefährliche Alter wegdenken — hatte den Starrkrampf; die himmlische Musik des Wortes Jesu löste denselben und die Totenerweckung war fix und fertig.

Ganz anderer Art sind die Wunder bei Johannes. Die Synoptiker (Mt-Mc-Lc) sind Geschichtsschreiber, berichten wirkliche Vorgänge, natürlich mit orientalischer Phantasie. Aber Johannes will gar nicht Geschichte erzählen, er ist nicht Geschichtsschreiber, sondern Philosoph — selbst in der Leidensgeschichte. Zwar ist er verwünscht real in der Angabe von Details; aber diese erhöhen nur den Reiz der Darstellung für einen Leser, welcher begriffen hat, daß der, welcher sein Evangelium mit einem Hinweis auf die Vernunft Gottes (λόγος; sic!) beginnt, nur als Philosoph verstanden werden will. Daß gerade Johannes (respektive Jesus nach Johannes) das allergrößte Gewicht auf die Realität und Beweiskraft der Wunder legt und somit kein Philosoph, sondern ein abgefeimter Lügner wäre, wenn er nur allegorisch verstanden werden wollte, das weiß Furrer doch wohl? Aber es hindert ihn nicht, diesen tausendmal aufgewärmten Kohl wieder auf den Tisch zu bringen!

Zwei Beispiele: Jesus hätte seine Mutter niemals Weib genannt. Darum will uns Johannes durch Aufnahme dieses kleinen Wörtchens in die Erzählung des Wunders zu Kana über das Sinnliche erheben und zeigen, die ganze Geschichte der Verwandlung des Wassers in Wein bedeute, daß Jesus seinen Jüngern (dem „Weibe“), denen der Wein des Gesetzes ausging, den neuen Wein des Evangeliums gespendet hat — ein sehr trivialer Gedanke, der weder die Hülle wert ist, in die ihn „Johannes“ gekleidet hat, noch dem „Denker“ zur Ehre gereicht. — Der Idealgestalt des Jüngers, „den Jesus liebte“ — einen einwandfreien Jünger gab es nicht — empfiehlt Jesus wiederum das „Weib“, d. h. offenbar nicht seine

Mutter, aber doch auch nicht wie zu Kana die gutwilligen Jünger, sondern die Synagoge. Der „Philosoph“ fand es eben gar nicht schön, daß die Jünger Christi ihre Mutter, die Synagoge, so wenig delikate behandelten! Das soll Johannes sagen, der antijüdischste Schriftsteller im Neuen Testamente, er, der sich die Verurteilung des Judentums zum Programm gemacht hat? Eine solche Behauptung ist für einen Kenner der Schrift geradezu eine Schande! — Doch kehren wir zum Gegenstande zurück! Johannes ist überhaupt nicht Erzähler, sondern Denker; von den Erzählungen der Synoptiker aber, welche wirkliche Geschichtschreiber sein wollten, muß man manchmal, abgesehen von ihrer orientalischen Art, Wolken und Berge zu verwechseln, einfach einen gewissen „allegorischen Duft“, der sich über ihre Berichte gelagert hat, weglassen, dann tritt der unleugbare „historische Grund“ offen zutage. Der Orientale hat gerne wirklichen Ereignissen eine allegorische Bedeutung gegeben. Diese Beobachtung ist richtig und als „Standpunkt der Unmittelbarkeit“ allgemein bekannt; aber daraus beweisen wollen, daß er auch umgekehrt, um seine Ideen zum Ausdruck zu bringen, mittelst bestechender Detailangaben die wirklichen Ereignisse in völlig neue umwandelt, heißt die Dinge auf den Kopf stellen. Um jedoch nicht zugeben zu müssen, daß auch das älteste Evangelium (Markus) Wunder im theologischen Sinne berichtet, ist alles erlaubt, nur muß man es verstehen, dem Kinde den rechten Namen zu geben. Obwohl nämlich auch Markus den Glauben der Jünger und Leser auf seinen Wunderberichten aufbauen will und somit, wenn er die Wunder als solche selbst fabriziert, unverantwortlich lügt und betrügt, so nennt man das doch lieber in feinerer Weise bloß „allegorischen Duft“. Dazu gehören die 12 Körbe mit Brotesten und natürlich auch die eilen Wunden des Aussätzigen und der Speichel auf dem Auge des Blinden und der Zunge des Taubstummen und die 2000 Gergesenerschweine 2c. 2c. Indem es nun Furrer meisterhaft versteht, diesen allegorischen Duft aus dem Berichte der Synoptiker zu entfernen, tritt ihm in unverhüllter Wirklichkeit der geschichtliche Christus entgegen: und der ist allerdings ein Schoßkind der Natur, aber doch ganz unser, ein Mensch wie wir. Der geschichtliche Christus war Mensch, und doch wirklicher Messias, fühlte sich als Mensch, u. zw. mit Stolz und Jubel, und doch als Messias, u. zw. mit unwandelbarer Ueberzeugung, für die er in den Tod ging. Er brachte sein Messiasbewußtsein schon als festgegründete Ueberzeugung mit, als er zur Taufe zum Jordan ging, ja, er unterzog sich der Taufe gerade zum Ausdruck des Antrittes seines Messiasberufes. Hier bedeutet Furrer einen gewissen Fortschritt der Kritik, den wir anerkennen. Sonst pflegt die Kritik das Heranreifen des Messiasbewußtseins in Jesus erst in das öffentliche Leben des Herrn zu verlegen. Furrer ist auch auf Grund der Synoptiker zur Ueberzeugung gelangt, daß Jesus sofort bei der Taufe sich als wirklicher Messias wußte.

Wozu wären denn auch die 30 Jahre des stillen Lebens in Nazareth? Nazareth ist die Geburtsstätte Christi als solche. „Von den Windeln auf“ durch Eltern und Lehrer — wie jeder Jude — im Geseze unterrichtet, macht er zum eigensten Besitze seines Geistes, was ihm in den „Ahnungen“ der Propheten kongenial war. Während ein Paulus sich durch die Strenge der prophetischen Drohungen wie später der junge Luther in eine gewaltige Seelenangst hineingearbeitet hatte, so sprachen zu Jesu innigem Gemüte am stärksten jene Stellen des Alten Testaments, welche von der Vatergüte und Vaterliebe Gottes handeln und eines schönen Tages, jedenfalls vor dem 13. Lebensjahre, ging dem Knaben zum erstenmale eine höhere Gotteserkenntnis auf, als sie jemals, einer vor ihm gefühlt hatte: er wußte, daß Gott unser „Vater“ sei und daß er im eminentesten Sinne sein Vater sei; er wußte, daß Gott die Liebe und nur Liebe sei, und er wußte auch, daß in seinem eigenen Herzen Liebe sei und nur Liebe, und dieses Doppelbewußtsein ist es, woraus sich sein Sohnes- und Messiasbewußtsein entwickeln und befestigen mußte. Die Gottes-, die Kindesliebe brannte hell in seinem Herzen; er hat das „schrackenlose Erbarmen“, das Erbarmen ohne Ende, in schrankenlosester Weise in sich nacherlebt; darum „atmet er in Liebe“ und „in Liebe gehen ihm alle großen, guten Gefühle zusammen“, sie wird ihm der Quell einer „unaussprechlichen Freude“. Diese Liebesflamme aber weiß Jesus als „Wesen von Gottes Wesen, als höchste Offenbarung“ Gottes; „die Liebe trägt ihn zu Gott empor, daß er sich für ewig bei ihm daheim weiß“ (S. 54). Kurz er „fühlt sich als Gottes Sohn“ und „aus tiefster Nötigung des Geistes konnte er nicht anders als Gott ‚Vater‘ zu nennen und sich selbst seinen Sohn“ (S. 53).

Mit Verlaub: Haben wir hier nicht den Schwärmer vor uns, so wie er leibt und lebt? Kannte Christus Gott als Liebe und nur als Liebe, als einen traurigen Schöpfer, der sich von seinen Kreaturen alles gefallen lassen muß: wo hatte er denn die objektiv-einwandfreien Beweise dafür? Etwa in den Wehen der Tiere, in dem Stöhnen der Natur, in der Erniedrigung der Guten und speziell seines Volkes und in dem Blutdurst der Gewalthaber seiner Zeit? Und sah er in Gott nur Liebe, weil er es so wollte und fühlte er sich da Gott gleichgestimmt, woher nahm er da die kühne Ueberzeugung, der 12jährige Junge: Ich bin allein auf weiter Flur? Das fühlt sonst niemand außer mir und kann es niemand fühlen? Ist das nicht die Eigenheit jener Glückselig-Unglücklichen, die man heute in gewissen Anstalten unterbringt? Doch hören wir Furrer weiter! „Mit seinem Sohnesbewußtsein steht Jesus ganz einzig da in seiner Welt; denn auch die frommsten Menschen seiner Umgebung sind Gott gegenüber nur vom Knechtsebewußtsein durchdrungen. Darum muß sich auch in ihm mit innerer Notwendigkeit ein Hochgefühl entwickeln, kraft dessen er sich in der Folge zu einer einzig großen Aufgabe berufen weiß“: „Aus seinem Sohnesbewußtsein hat sich das Messiasbewußt-

sein herausgestaltet“. „Befeligt durch die Erfahrung der ewigen Liebe Gottes“ will er „sein Volk zu seiner Höhe erheben, es zu Kindern Gottes machen und damit an die Spitze der Menschheit stellen“. So hat er sich nicht wie ein Johannes Baptista zu seinem Amte in sprungweiser Entwicklung mit mancherlei Verirrung, sondern „mit wandelloser Sicherheit und Selbständigkeit aus sich selbst entwickelt“ zum Messias, ohne „von außen her entscheidende Einwirkungen zu empfangen“ (S. 68), und als er als ein ganz Gereifter sich der Johannes-taufe unterzog, da trübte den klaren Spiegel seiner fleckenlosen Seele nicht die leiseste Erinnerung an die geringste Schuld vor Gott und so trat er durch die Taufe „in die Gemeinschaft der Gottliebenden“. Es sei hier eine Bemerkung gestattet. Der Jesus, der mit 30 Jahren als ein fleckenloser, von keiner, auch nur geringsten Schuld berührter, geborner Ideal-Übermensch an den Jordan kommt, — der war aus einem andern Holz geschnitzt als wir Staubgebornen; der war immerhin nicht „unser“! Einen solchen kann sich ein Stubengelehrter malen, aber Gott hat sonst noch keinen solchen erwachsen lassen aus Fleisch und Blut. Eine „wandellose“ Entwicklung ist eine über- oder wie man will, un-menschliche Entwicklung und wer also von sich denkt, ist entweder Gott oder — ein Schwärmer. Will Furrer seiner Prämisse von der Konstanz der menschlichen Natur treu bleiben, dann muß er schon aufhören, seinen historischen Christus zu vergöttern, auch wenn dies eigentlich doch nur dazu dienen soll, ihm den Nimbus der Gottheit zu nehmen. Will er ihn zum Menschen machen, dann muß er ihn auch Mensch sein lassen. Sieht er aber, daß er so nicht zu seinem Ziele kommt, dann möge er gestehen, daß er nicht der richtige Evangelist ist.

Indem Jesus hingehet, der Welt sich als Messias anzubieten, wenn sie ihn dafür nehmen will, überwindet er, in schauerlicher Steinöde vom Hunger gepeinigt — ja warum hat er auch wie ein echter Schwärmer seine Kräfte überschätzt! — den sündigen Gedanken: „Es wär halt doch nett, wenn diese Steine Brot wären“, mit dem Bewußtsein der Vorsehung, die eben nicht Brot, sondern Steine hier hat ‚wachsen‘ lassen. Auf der „Zinne“ des Tempels schlägt er den Gedanken aus, durch Konnivenz gegen die Wundersucht des Volkes seinem Evangelium der Liebe Eingang zu verschaffen, — hier vereint also der Schwärmer doch soviel nüchternes Urteil, daß er sich auch dabei blamieren könnte! — am Abhang des Delbergs widersteht er der Versuchung, ein Nationalheros zu werden; — auch hierin war er schlauer als manch anderer seines Volkes. — Rein trat er sein ‚Amt‘ an, rein war er von Kindheit auf, seinen lauterer Absichten ist er auch treu geblieben, wenn ähnliche Versuchungen im Verlaufe seiner 1- bis 34jährigen Wirksamkeit an ihn herantraten. So verkündet er denn der Welt „das ewige Evangelium“ von Gott dem „Vater“, erzählt es den geknechteten Menschen: „Das Wesen Gottes ist die Liebe“, nicht Liebe auf Vorschuß, d. h. bloß in der Ewigkeit, nein,

Liebe hier auf Erden. Durch dieses Evangelium der Liebe hat Christus „zum erstenmal die Welt mit Heimatluft erfüllt“ (S. 90). „Wer“ seines „Glaubens gewiß ist, der sehnt sich nicht nach dem Jenseits“ — ich glaub es Ihnen gern, Herr Furrer! — „ist auf der Welt kein Pilger“, er ist ja hier daheim; für ihn ist alle Angst der Welt verschwunden — wenn er das nötige Geld und Gesundheit hat — er, „wandert kindesfroh auch unter Sturm und Wetter seinen Weg“ (S. 91). — Guter Apostel Paulus! Wie bald hast du den Dzongeruch der Erdenheimat eingeübt! Zwar bist du uns ‚der einzig zuverlässige Zeuge des historischen Christus‘, wie das glühende Abendrot für die heimgangene Sonne, aber als du das *cupio dissolvi* schriebst, da war dir die Sonne des Evangeliums der Liebe — der Lüge ‚hätt‘ ich bald geschrieben — völlig untergegangen! Ja überhaupt deine ganze Weltbetrachtung ist das direkte Gegenteil der Lehre deines Meisters! Die Korintherbriefe, der Philipperbrief, — von anderen ‚verdächtigen‘ zu schweigen, der Römerbrief, jenes „sehnuchtsvolle Harren der Natur“ (Rom. 8, 18 ff.) zeugen wider dich: Du hattest nicht Furrers Christus zum Lehrer! —

Manche Leute sehen überall nur Elend und Schlechtigkeit; „Jesus spürt auf seinen Wanderungen durch die Gaue seiner Heimat überall den Odem göttlicher Weisheit und Freundlichkeit und in den so unvollkommenen Menschen entdeckt er viele Züge, die an das göttliche Ebenbild erinnern“. Darum mag er niemanden zurückstoßen, „denn er denkt groß und gut von der Menschenseele“, verzweifelt auch am größten Sünder nicht. „Gott heißt ja jeden willkommen, der heimkehren will zu ihm“ — wenn aber einer eben nicht „heimkehren“ will? — Jede Seele kann den Kindschaftsbund mit Gott schließen, wenn die Liebe in die Seele einzieht, die notwendig Gottes- und Nächstenliebe zugleich sein muß. Und wer dann „in dieses Reich der Liebe, Versöhnung und des Friedens eingetreten ist“, der fühlt sich unendlich reich, der hat in sich die Empfindung eines Jubels, einer Freude, wie er bisher noch nicht erlebt hat: er hat das „ewige Leben“ hier auf Erden — wahrscheinlich auch als Galeerensträfling und in Sibirien und beim „Knirschen des ganzen inneren Menschen“, z. B. auch die Buren, als die Engländer sie knechteten oder etwa auch die unschuldigen Opfer in der Folterkammer; — für ihn hat das irdische Leben, „das in der alten Welt des Ostens vielfach seinen Wert eingeübt hatte“, einen so großen Wert, daß er für diese Freude alles hingibt, wenn es sein muß; um dieses höchste Gut zu gewinnen oder zu behaupten, ist er „treu bis in den Tod“. — Nichts kann dem Jünger Jesu diesen Lebensjubel nehmen. Sogar aller Erden Schmerz muß dazu dienen, daß die Seele den Jubel, bei Gott daheim zu sein, erst recht empfindet. — Mana, so einen potenzierten Lebensjubel könnte sich ja z. B. auch Herr Furrer ganz leicht verschaffen etwa durch eine kleine Missionsreise nach China; vielleicht sind die Boxer so gut, daß sie ihn so ein bißchen Heimatluft durch Hautabziehen 2c. 2c.

atmen lassen! Im Besitze einer fetten Pfründe hat man gut reden von der Seligkeit des Erdenjammers! Ob Furrer auch in etwas fataleren Situationen finden würde, daß sich ja doch „selige Freude und inniger Trost“ gerade auch „aus dem tiefsten Erdenelend emporringt“? (S. 96) — Nach der Ueberzeugung des Furrerschen Christus ist dem Menschen, der das Evangelium der Liebe kennt, auch im größten Schmerze zumute, als säße er an der Tafel eines königlichen Hochzeitsmahles, mit welchem Bilde Jesus selbst die Freude seines Reiches schildert (cf. S. 111). So predigt Jesus Liebe, Liebe und wieder Liebe und damit ewige Freude. Allerdings führt er auch gar ernste Drohworte im Munde, — aber nur aus Liebe. Und auch jene Drohungen selbst wollen nicht, und wären sie noch so fruchtbar, von der ewigen Strafe der Hölle verstanden sein, o nein; in seinem Sinne ist schon „alle Gottentfremdung größtes Elend“ und dieses größte Elend nennt er Hölle. Auch nur eine kurze Zeit der Gottentfremdung ist ihm so furchtbar, daß er zur Schilderung dieses Zustandes „alle Ausdrücke in Anspruch nimmt, welche die Volkspheantasie für die Qualen der Verdammnis geschaffen hat“ (99) und sie im Sinne dessen gebraucht, „dem alles Irdische nur ein Gleichnis ist für das Ueberirdische, alles Äußere Geschehen ein Sinnbild für innere Vorgänge“ (99). (Beriünftigt war diese Art zu sprechen gerade nicht, wie wir noch sehen werden!) Eben dadurch, daß Jesus die Liebe zum Inhalt seines ewigen Evangeliums gemacht hat, ist sein Evangelium das Evangelium aller geworden oder kann es wenigstens sein. Die Entdeckung Buddhas: „Alles Dasein ist von Uebel“, kann bei Uebersättigten Anklang finden, aber für den gefunden Arbeiter taugt der Welt Schmerz nicht. Die Lehre der Philosophen war starken Männern angemessen, aber nicht für Schwache und für Frauen. „Der Liebe aber sind alle fähig vom Kinde bis zum Greise und es bedarf da auch keiner besonderen Weisheit.“ Liebe ist für den, „der sie als himmlische Kraft erlebt hat“, auch die sicherste Bürgschaft der Unsterblichkeit. Denn „so gewiß die Vaterliebe des allmächtigen Gottes während unsrer Erdentage uns zu einer jeden Zweifel überwältigenden Tatsache geworden ist, so gewiß kann des Menschen Leben nicht enden mit Tod und Vernichtung . . . mit ungestillten Tränen und verzehrender Sehnsucht, nein, hinter der Erdennacht muß ein neuer, schöner Tag emporsteigen“ (101).

Man sollte meinen, daß Jesus mit seinem Evangelium der furchtlosen Liebe den angstgeknichteten Juden wie ein Erlöser als wahrer Messias erschienen wäre! Anfangs hatte es auch den Anschein, als würde er im Flug die Welt erobern. Allein Jesus hat eben durch sein Gebot der Gottes- und Nächstenliebe die höchsten Anforderungen an das Volk gestellt und das ließ bald die Flügel sinken. — Ich begreife das nicht recht. Die Lehre Jesu nach der Darstellung Furrers ist doch eigentlich riesig gemüthlich! Liebe, Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten! Das ist die Bedingung aller Seligkeit auf Erden. Gut,

so probiere ich es halt! Wird es mir zu bunt, nun so habe ich zwar nicht das „Himmelreich“ auf Erden, aber dafür das, was mir momentan angenehmer ist. Die Gottfremde mag „Christo“ (i. e. dem „Historischen“) schrecklich vorkommen, — der Lüftling, der Ungerechte u. empfindet das nicht so peinlich, er hat ja dafür andere ‚Entschädigungen‘. Und wird er zu blasiert oder bekommt er wirklich moralische Anwandlungen, nun, so gibt’s ja im Himmelreich ohnehin kein größeres Gaudium als so einen reuigen Sünder! Stirbt er früher, so gehen ihm nach dem Tode die Augen weit genug auf, so daß er jetzt für die Liebe zu haben ist; für eine Hölle aber oder dergleichen ist nicht vorgesehen! Doch wie dem auch sei, — das Volk hielt es mit Furrer und ließ gehorsam die Flügel sinken . . . — Nur einer hat Christum ganz, und doch auch wieder nicht ganz verstanden — denn Jesus „stand auf einsamer Höhe“ (167): — Simon, des Jonas Sohn. Der hat ihn als Messias — in innerster Erfahrung erlebt! „Einst geknechtet wie alle Juden . . . zitternd und bangend vor dem . . . allgerechten Gott . . .“ fühlt er jetzt in sich den Freiheitsjubil einer gottverhöhten Seele, die ewige Wirklichkeit einer überirdischen Vaterliebe“. Er weiß: „Was mein Herr bietet, ist größer und herrlicher, als was Israel von seinem Messias erwartet“ (173 f.). Er ist in „seinen besten Stunden“ — dazu hat jedenfalls Akt 1, 6 nicht gehört! — hinausgekommen über die Erwartungen der Juden; „er hat die heilige Freiheit eines mit Gott verwandten Menschengemütes erkannt und in sich selbst erlebt“. Das will Petrus sagen mit den von den Katholiken greulich mißdeuteten, von der Kritik aber mit Unrecht geleugneten Worten: „Du bist Christus, der Sohn Gottes.“ — Ich habe gemeint, daß gerade „bei den Israeliten in allen Zeiten das Bewußtsein des unendlichen Abstandes zwischen Mensch und Gott lebendig blieb“ (S. 53)? Daß in ihren Augen ganz besonders „vor dem Ewigen . . . der Mensch nur Staub und Asche ist“? Dieser Petrus muß doch den Hebräer ganz abgestreift haben, wenn er einen bloßen Menschen, den er noch dazu als solchen nahm, mit der Bereitwilligkeit eines ägyptischen oder römischen Hoffschranzen als Sohn Gottes titulierte! Ich habe gemeint, daß gerade nach dem Urevangelium (Mc. 6, 52 coll. Mt. 14, 33) den Jüngern selbst die Brotvermehrung noch nicht genügte, um Jesum voll zu nehmen, daß erst die übermenschliche Psychologie des auf der See Wandelnden das Bewußtsein seiner Gottheit eingab? Daß, wenigstens soweit wir diesem Urevangelisten trauen dürfen, nicht nur an dieser von Furrer so wunderbar persiflierten Stelle, sondern der ganzen Darstellung nach der Glaube an Christi Gottheit den Jüngern ungeheuer schwer fiel? Doch Furrer sagt es, daß Petrus in jenem feierlichen Augenblick Christo mit dem Titel des Sohnes Gottes nichts weiter als das Kompliment machen wollte, er sei ein mit Gott höchst verwandtes Gemüt. Allerdings vermeidet es Furrer gerade an dieser Stelle, das Wort: ‚Sohn Gottes‘ zu gebrauchen; er läßt Petrus nur sagen: Du bist der Messias. Allein

nachdem Christus ‚Messias‘ nur wurde als ‚Sohn Gottes‘ und diesen Titel „behauptete bis zu seinem letzten Atemzug“ (53) und „aus tiefster Nötigung seines Geistes“ (ibid.), so muß wohl auch in dem „Messias“ des Petrus diese Benennung enthalten gewesen sein.

Das Bekenntnis des Petrus war die größte Freude im Leben Jesu. Ja, eine solche Gesinnung will er von seinen Jüngern! Das ist ihm der Fels, auf dem er seine Gemeinde bauen will, weil sie eben nur bestehen kann, „wenn die Herzenserfahrung, die Petrus Christo gegenüber gemacht, das Fundament ihres Glaubens bleibt“. Nur wer so denkt, hat ein sicheres Urteil darüber, „ob ein Mensch zum Gottesreiche gehört oder nicht“. Wen darum Petrus auf Grund gleicher Erlebnisse als Genossen des Gottesreiches erklärt, der gehört hinein, sonst niemand. Wenn aber Petrus der Schlag oder sonst ein Unglück trifft? — Solange die Gemeinde Christi auf dem gleichen Fundamente bleibt wie der Glaube Petri, solange wird jeder Angriff auf sie zerschellen. Gesetz in diesem Reiche wird nur sein, was Petrus als geltend auf Grund seiner Erlebnisse anerkennt. — Wenn er vor einer solchen Anerkennung den Juden in die Hände fällt, dann braucht's natürlich eine autoritative Norm nicht mehr.

Doch lassen wir Jurrers Christum selbst antworten! Er sagt: „Du, Petrus, hast kraft deiner Gesinnung und Herzenserfahrung das klare sittlich-religiöse Urteil. Was du als recht und gut, als für einen Christen durchaus verbindlich anerkenntst, das wird als verbindlich auch von dem allheiligen Gott anerkannt werden und, was du als Menschenfagung und damit als löslich bezeichnest, das wird auch von Gott als löslich, als Menschenfagung . . . bezeichnet werden“ (177 f.), — kurz, Petri Urteil steht über dem Synedrium!

Es ist eine merkwürdige Ironie im Leben Jesu, daß demselben Simon mit seinem richtigen Gefühl für das Sittlich-Religiöse gleich im nächsten Augenblicke das Malheur passierte, gerade in diesem Punkte ganz daneben zu hauen: Er wurde ein Opfer seiner Gutmütigkeit und eben dadurch ein gefährlicher Versucher Jesu, weil er nichts wissen wollte von Christi Leiden und Sterben, das doch damals schon seit lange Jesu als unvermeidlich vor Augen schwebte. Eine Zeitlang hat es wohl auch dem Sohne Gottes (— trotz seines ganz unglaublichen Gefühles für das, was der Vater will! —) geschienen, daß das Volk dem Adlerfluge seines Geistes folgen werde. Aber bald hat das „Beharrungsvermögen“, welches eben gerade „auf dem Gebiete der Religion seine stärkste Kraft besitzt“, das Volk wieder „um die alten Führer gesammelt“. Christus hat es sich selbst oft gesagt: „Du hast zu Großes gewollt, zu gut von den Menschen gedacht“ . . . (heißt das nicht, daß er wiederholt irre geworden ist an seinem Messiasberufe? . . .) „ihnen eine Heimat angeboten, für deren Wert sie kein Verständnis haben. Du hast ein zu reiches, zu herrliches Lebensgut ihnen schenken wollen. Und nun, weil du zu hoch und heilig sie geliebt, darum mußt du verbluten . . . muß dein Werk unter

den Schlägen der Feinde zusammenbrechen. Du bist der Täuschung deines Erbarmens erlegen" (S. 181). Doch solche Gedanken drängt er zurück! Während Mohammed „gegen besseres Wissen und Gewissen . . . geistesarmer religiöser und moralischer Mittelmäßigkeit arge Zugeständnisse gemacht hat“, fordert Christus standhaft „den kühnsten Glauben und die stärkste selbstlose Liebe“, begnügt sich lieber „mit einer kleinen Schar Getreuer“, „um der Menschheit ihr herrlichstes Kleinod zu erhalten“ (180 f.). So muß er zusehen, wie das Volk rückfällig wird, und geht mit sicherem Bewußtsein dem Tode auf dem nächsten Osterfeste entgegen, aber mit dem Troste: Nach drei Tagen werde ich wieder auferstehen, d. h. „gerade durch meinen Tod werde ich triumphieren“. So zog er denn mit heroischer Entschlossenheit nach Jerusalem zum Osterfeste und lernte die unermessliche Vaterliebe Gottes in schrecklichster Wirklichkeit kennen bis zu jener „Angst der Gottverlassenheit“, in der er ob der „unennbaren Höhe der Schmerzen des Leibes und der Seele“ „die Gegenwart des Vaters nicht mehr spürt“ gleich einem Kinde, „das auf einmal im finsternen Walde den Vater aus den Augen verloren hat“ (259). „Welch ein Jammer: Von Gott verlassen! Er hat umsonst geglaubt, gehofft, geliebt, er hat umsonst sein Herzblut hingegeben!“ — Allerdings dauert diese schreckliche Erkenntnis nur einen Augenblick, und doch mußte ihm der deutlich genug fühlen lassen, daß seine Messias-theorie der irdischen Heimatluft eine Lüge ist! Drei Stunden nur ist Christus am Kreuze gehangen, und da schon hat er vergessen, was er nach Furrer so feierlich verkündet hat (Mt. 5, 4) in seiner Seligpreisung der Trauernden, daß „aller Erden Schmerz dazu mitwirken muß, daß die Seele den Jubel, daheim zu sein bei Gott, erst recht empfindet“, daß „selige Freude, inniger Trost . . . sich aus dem tiefsten Erdenleid emporringt“ (S. 96). Ja, wenn bei diesem Schoßkind der Natur schon die Theorie versagt, kann dann dieser unvergleichlich glücklicher als alle anderen an Leib und Geist bedachte ‚Sohn Gottes‘ glauben, dieselbe Lehre werde als Palladium bei jenen sich bewähren, die an Gaben der Natur turmhoch unter ihm stehen und doch an Schmerz und Elend wenigstens der Dauer nach weit ärger belastet werden würden? Nur eine momentane Trübung des Verstandes kann den Jubel- und Siegesruf erklären, mit dem Furrer seinen Christus sterben läßt.

III. Kritik.

Wir haben die Voraussetzungen kennen gelernt, von welchen Furrer ausgeht, haben die Mittel angedeutet, mit denen er operiert, haben Furrer das Lebensbild des historischen Christus zeichnen lassen und nur ab und zu die Eindrücke geschildert, die das Detailstudium desselben in uns hervorerufen. Es erübrigt uns nur noch, den Total-eindruck kurz anzugeben, den dieses Sezessionsprodukt auf uns macht. Fragen wir uns: Ist Furrers Christusbild, ganz abgesehen von einigen „kleinen“ Verzeichnungen, wenigstens im ganzen lebenswahr?

Ist es Furrer gelungen, ein logisch und psychologisch widerspruchsloses Leben zu konstruieren? Wir antworten mit einem entschiedenen Nein! Furrer hat eine Karrikatur zuwege gebracht, aber keinen auch nur halbwegs normalen Menschen, geschweige denn einen Christus, am allerwenigsten einen historischen Christus.

Furrers Jesus von Nazareth hat durch eine glückliche Laune der Natur glückliche Erlebnisse gehabt: er lernte an sich selbst kennen den Jubel der Gottesliebe und erkannte sich darin als Gottessohn und Messias, d. h. als Begründer „einer neuen Lebensgemeinschaft der Menschen mit Gott, in der die Seele jubelnd das Vollgefühl der Freiheit empfindet“ (S. 54). Wenn aber die Begründung jenes absoluten Kindesbewußtseins und jenes schrankenlosen Sichhingebens in die Vaterhand Gottes mit Ausschluß aller Knechtesfurcht für Jesus der Inhalt der Messiasaufgabe war, dann ist der historische Christus das nicht geworden, was er sein wollte, selbst wenn wir davon absehen, daß es ihm nicht gelungen ist, „sein Volk an die Spitze der Menschheit“ zu stellen. Jene historische Persönlichkeit, die Furrer schildert, hat, wenn wir Furrers und seines Lieblings Messiasdefinition zu grunde legen, vollständig Bankerott gemacht und gar nicht zu reden von seiner Nation, sind selbst jene, welche mit Stolz und Liebe seinen Namen tragen, nicht das geworden und werden es nicht sein, als was er sie haben wollte: „ein Volk der Kinder Gottes“ (S. 55), wenigstens solange wir unter Kindern Gottes das verstehen, was Christus sich nach Furrer darunter gedacht hat. „Nicht bloß der Sanhedrin zu Jerusalem“ zur Zeit des Todesurteils, sondern auch die ganze Menschheit nach ihm hat „in den kommenden Jahrhunderten den großen Gedanken einer Kindesgemeinschaft mit Gott“ (im Sinne Furrers und seines Christus) „fast gar nicht“ (recte ganz und gar nicht) „festhalten können. Wer unbefangen die Geschichte prüft, muß bekennen, daß die christliche Religion (aller Bekenntnisse) wiederum eine Knechtesreligion geworden ist, und daß gerade das Höchste und Herrlichste, was Christus uns hat geben wollen, in der Geschichte vielfach (!) ganz in den Hintergrund getreten ist. Die Menschen haben sich wieder gebeugt vor dem Herrn Jesus Christus und haben sich seine Knechte genannt; aber sie haben sich nicht von Jesus, wie er doch gewollt, zum Vater führen lassen und nicht mit ihm immer wieder gebetet: Abba, lieber Vater! Sonst wäre niemals der Marienkultus möglich geworden“ (S. 249). Mithin hat Christum jene felsenfeste „Ueberzeugung“, „daß er nun seinen Triumphzug durch die Welt antreten werde“ gründlich getäuscht, und er hat sich in der feierlichsten Stunde vor der ganzen Welt lächerlich gemacht, wenn er diese seine Ueberzeugung nach Furrer in die Worte kleidete: „Von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels“ (Mt. 26. 64). Im Grunde genommen haben doch die Ratsherren recht gehabt, wenn sie diese Worte als die Aeußerung eines „gefährlichen Schwärmers“

ansahen und es ist eine Lüge, daß dieses Wort „im Munde dieses einen, wie die weltgeschichtliche Erfahrung bewiesen hat, eine volle, große, ewige Wahrheit ist“ (S. 248). Denn es ist ein vollendeter Widerspruch gegen das oben zitierte Geständnis, wenn Furrer fragt: „Hatte der, um dessen Panier sich heute die mächtigsten Völker der Erde scharen, nicht ein Recht, damals also zu reden?“ Abgesehen davon, daß die Zeit nach 2000 Jahren Christo, wenn er wirklich „ganz unser“ war, ebenso ein versiegeltes Buch sein mußte, wie uns das Jahr 4000, ist es ja gar nicht das Panier, das Christus entfaltet hat, i. e. das Banner der selig jauchzenden Vaterliebe und Richterleugnung, um das sich Russen und Engländer und Amerikaner und Deutsche und Romanen und Slaven u. s. w. u. s. w. scharen, nein, man hat dieses Banner herabgerissen und dafür, um im Sinne Furrers zu sprechen, die schmachvolle Fahne des Knechtsinnes und der Beugung vor dem „Herrn“ aufgesteckt und es nur Christo wider seinem Willen in die Hand gezwängt, — wie ja Furrer selbst gleichsam in einem Atem klar ausspricht: „Und wir setzen hinzu: Auch wir, in der Gegenwart, werden dieses Kindesbewußtsein der letzten entscheidenden Weltmacht gegenüber verlieren, wenn wir uns nicht mit aller Wärme und inniger Dankbarkeit an Jesus Christus anschließen. Wenn sein Geist nicht mehr in uns kräftig ist, dann verlieren wir Mut und Schwung zum erhabensten Kindesglauben, dann sinken wir in tiefere Knechtschaft als je zuvor, und wir nennen, mühsam unser Bangen und Zittern unter dem Gewand der neuen Zeit verbergend, den Allmächtigen Verhängnis, Schicksal, Naturordnung, Himmel“ (S. 249). Furrer möge sich doch nicht täuschen! Die Christenheit aller Bekenntnisse, soweit sie sich „in das Bild des leidenden und sterbenden Menschensohnes“ versenkt, bekennt Jesum als „Herrn“; soweit sie den „Herrn“ ablehnt, ist sie „der letzten entscheidenden Weltmacht“ wehrlos und hoffnungslos ausgeliefert und alle schönen Phrasen, mit denen Furrer Jesum auf die Höhe der Menschheit erhebt, werden nicht imstande sein, die „letzte entscheidende Weltmacht“ abzuhalten, über Christum gerade so zur Tagesordnung überzugehen, als Furrer über Moses, Buddha und Mohammed. Mag Furrer seine Verliebtheit in seinen Messias es übersehen lassen; die Menschheit wird alle seine Vergötterung seines Messiasmenschen nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Messias gründlich Fiasko gemacht hat; daß er Schwärmer gewesen ist; daß dasjenige, was er gewollt, nicht geworden ist und nicht werden wird, und daß er gerade das nicht wollte, was wirklich geworden ist; daß die Verehrung, die Furrer seinem Christus entgegenbringt, rein unbegründet und, objektive gesprochen, hohl und innerlich unwahr ist.

Doch der Erfolg ist nicht in des Menschen Hand. Ist Christus wirklich bloßer Mensch gewesen, so könnte man ihm trotz des Mißerfolges doch wenigstens die Achtung nicht versagen, daß er ein Opfer seiner Ueberzeugung geworden und für eine hohe Idee mutig gestorben

ist, weil es halt die unermessliche Vaterliebe gerade so beliebt hat. Allein Furrers Christus hat sein tragisches Geschick vollauf verdient, er ist wenn auch nicht allein an seinem Untergang, so doch am Untergang seiner Heilsbotschaft, seines ewigen Evangeliums der Liebe, allein, ja einzig und allein Schuld. War somit die Idee, die ihm aufgegangen war, wirklich der Schlüssel zum Glück der Welt, dann hat er an der Menschheit das denkbar größte Verbrechen begangen. Denn gerade er war der Totengräber seines Evangeliums.

Was ist denn der Grund des Zusammenbruches des Werkes Christi? Nichts anderes, als daß er es nicht verstanden hat, sich verständlich zu machen, eine Idee, die nach Furrer dem Fassungsvermögen des kleinsten Kindes erreichbar ist, in eine dem Menschen oder doch wenigstens dem Orientalen durchsichtige Sprache zu kleiden. Dieser Christus hat eine ganz andere Sprache gesprochen, als seine Zeit- und Volksgenossen, denn er hat den Worten einen ganz anderen Sinn gegeben, als sie bisher besaßen und nicht um des Sinnes willen, den er den Worten gab, hat er sich töten lassen, sondern um des Sinnes willen, den die Ratsherren nach ganz logischem Kalkül in seinem Selbstbekenntnisse fanden. Jesus ist also an seinem eigenen Untergange selbst schuld, aber noch mehr am Untergange seiner Lehre. Denn wie Furrer es erkannt hat, daß der Orientale wunderföchtig ist und gerne Gewölke mit Bergen verwechselt, so mußte doch, wenn Furrer da nicht übertrieben hat, umsomehr Christus bei seinen Geistesgaben seine Landsleute ebenso gut kennen und alles tun, um einen so schweren Irrtum zu verhüten, der sein ganzes Werk in Frage stellen mußte. Mit Rücksicht auf die Jesu mehr als uns bekannte Tatsache, daß vom Messias, der er doch sein wollte, ganz übermenschliche Erwartungen gehegt wurden, daß in der heiligen Schrift des Alten Bundes über ihn vieles gesagt ist, was zum mindesten sehr dazu verleitet, im Messias Gott zu erblicken, war es gänzlich ungenügend, wenn bloß „er selber der Wundersucht schmerz erfüllt gegenüber stand“ (S. 128)! Er mußte es vielmehr, falls er nicht doch der zweiten Versuchung des „Teufels“ erliegen wollte, laut in die Welt hinausrufen, daß er nicht mehr ist und sein wolle, denn einer der übrigen Menschen. Besonders aber dann trat diese Notwendigkeit umso ungestümmer an ihn heran, als die Zahl der hysterischen Krankenheilungen überhandnahm und das leidenschaftlich erregte Volk bereits nur allzu deutlich zeigte, wie es von ihm zu denken begann. Hier mußte sich Christus mit aller Energie ins Mittel legen, oder er war mit seiner beginnenden Vergötterung einverstanden, und dann war er nicht nur ein Betrüger der aller schlimmsten Sorte, sondern auch selbst die Ursache, warum die Menschen und zwar gerade die besten anfangen, sich ihm als dem Herrn zu unterwerfen.

Ein Mann, dem Furrer einen Einblick in die Verhältnisse der entferntesten Zukunft zutraut, der die Tochter des Jairus schon aus der Ferne als noch lebend erkannte, u. zw. mit solcher Sicherheit, daß

er es wagen kann, das „Mädchen, stehe auf!“ vor den Augen ihrer Eltern und dreier Jünger zu sprechen, ohne fürchten zu müssen, daß er sich getäuscht habe über ihren Zustand; ein Mann, der daselbe wagt vor den Augen einer großen Menschenmenge vor den Mauern von Naim, sollte der nicht die ihn und sein Werk in der nächsten Zukunft so enge berührende ‚Tatsache‘ haben ahnen können, daß ihn seine Jünger nach seinem Tode als nicht der Vernichtung angehörend sich denken und ihre „tieffte Empfindung: Unser Herr (sic!) lebt in alle Ewigkeit“ (S. 260), im Zustande der Nervenüberreizung verdichten werden in die Vision des Auferstandenen? War es sich dieser Mann nicht schuldig, den Zeugen der hysterischen Heilungen und namentlich jener „Totenerweckungen“ die allerunzweideutigste Aufklärung zu geben und zu verhüten, daß sie der Gewalt des Augenscheines und der Wundersucht erliegen könnten? Hatte Christus nicht wenigstens einem Petrus gegenüber diesbezüglich die heiligste Pflicht vorzubauen, daß nicht dessen für die Zukunft maßgebendes, bisher so richtiges religiös-sittliches Urteil getrübt werde? Furrers Christus hat dies alles übersehen, ja seinen glänzenden Naturanlagen nach zu schließen, absichtlich übersehen, und so selbst sich den Piedestal gesetzt zur Vergöttlichung seiner Person. Er hat aber auch auf seinem eigenen Gewissen die spätere greuliche Entstellung seiner Lehre, hat es selbst zu verantworten, daß man aus dem „Vater“ den „unbarmherzigen Weltenrichter“ gemacht hat, daß der „Knechtsinn“ wieder die Oberhand gewonnen hat und die Kindeszuversicht, das Höchste, was er der Welt geben wollte, erstickt wurde!

Er hat es nie zu sagen gewagt, daß es ein ewiges Feuer, eine ewige Strafe nicht gebe, daß „Gottes Liebe keine Grenze habe an der kurzen Spanne Zeit, die wir auf Erden zu leben haben“ (221), daß „das letzte Wort nicht heißen werde Verdammnis, Vernichtung, nein, Friede, Versöhnung, Freude, ewiges Leben!“ (222). Furrer selbst gesteht, daß „wir allerdings dafür keine ausdrücklichen Weisungen des Herrn haben“ (221), ja, er selbst registriert als historisch die Drohungen Christi mit dem Feuer, das nicht erlischt, dem Wurm, der nicht stirbt, von den wenigen Auserwählten (219), von der Verfluchung derer, die ins ewige Feuer von ihm weichen müssen (S. 98) u. u. Nun fragen wir: Konnte so, wie „Christus“ es getan hat, ein Mann sprechen, dem es wirklich Ernst war mit der Absicht, ein Evangelium der lauterer Liebe zu verkünden und die Knechtesfurcht vor dem unbarmherzigen Richter zu vernichten? War das vernünftig, war das ehrlich, wenn Christus gerade jene schrecklichen Vorstellungen, die alle seine Zeitgenossen von der Hölle und ihren Schrecken hatten, u. zw. mit dem größten sittlichen Ernste und im Tone der größten Drohung den erschreckten Zuhörern vor die Seele rückte und dabei angeblich erwartet, daß sie mit all diesen Schreckbildern nur die ihnen gar nicht so geläufige Idee ausgedrückt finden würden, daß es dem Sünder auf Erden doch eigentlich nur recht öde sein könne im Herzen;

daß sie unter solchen Umständen sich zur fröhlichen Ueberzeugung durchringen würden: Es gibt keine Hölle? Durfte so die unmittelbare und bis dahin einzige Bedeutung der Worte in diesem Kardinalpunkt ein Mann ignorieren, ja umstoßen, der doch ebenfogut wie Furrer wußte, daß „in den Synagogen zur Zeit Christi unendlich oft von Verdamnis die Rede war“? (99). Hieß nicht ein solches Beginnen in einer Zeit, wo der Rachedurst des geknechteten Volkes gegenüber den brutalen Gewalthabern weniger als je vor den Schranken dieses Lebens Halt machte, den Glauben an Hölle und Verdamnis erst recht steigern? Welcher Vernünftige konnte unter solchen Umständen derart die Sprache mißhandeln, wenn er wie Furrers Christus die Ueberzeugung hatte, daß nur „die Bösen als Böse von Gott ausgeschlossen sind“ und daß eben darum alle, alle ohne Ausnahme, nach dem Tode wenigstens, zum Kindesjubiläum gelangen werden, weil ja selbst der Ausgeschämteste noch „Züge an sich hat, die an das heilige Ebenbild Gottes erinnern“? Hat also dennoch Christus so gesprochen, dann hat er nicht verstanden werden wollen. Allerdings die Zeugnung der Hölle hätte ihm schließlich das Leben kosten können, — aber dann wäre er wenigstens ehrlich gestorben, nicht selbst der Zerstörer seines Evangeliums geworden; dann hätte trotz seines eigenen Unterganges wenigstens sein Evangelium den Siegeszug durch die Welt nehmen können. Wir finden denn auch gar niemand unter den Aposteln Christi, der sich zum Glauben Furrers durchgerungen hätte. Denn es ist eine unglaubliche Unehrllichkeit, wenn Furrer es versucht, Paulus für sich in Anspruch zu nehmen. Niemand hat ja — Christum selbst etwa ausgenommen — so oft betont, daß alles darauf ankomme, ut spiritus salvus sit in die domini nostri Jesu Christi (1. Cor. V. 5). Der einzige Römerbrief, von allen anderen zu schweigen, spricht eine Sprache, die selbst einem Furrer verständlich sein mußte. Die Worte: „Nach deiner Verstocktheit und deinem unbussfertigen Herzen häuffst du dir Zorn auf für den Tag des Zornes und der Enthüllung der Gerechtigkeit Gottes, der einem jeden nach seinen Werken heimzahlen wird, den . . . einen . . . ewiges Leben, den . . . andern . . . aber gewaltigen Zorn“ (Rom. 2, 4 ff.), diese Worte suchen doch die Strafe, die Hölle, nicht auf Erden, sondern am Gerichtstage? „Oder glaubst du, . . . daß du entrindest dem Gerichte Gottes?“ (ib. v. 3). „Wer immer ohne Gesetz gesündigt hat, wird auch ohne Gesetz zugrunde gehen“ (12). Hier muß ich gegen Furrer den Vorwurf erheben, daß er wesentlich die Wahrheit übersehen hat.

Damit glauben wir gezeigt zu haben, daß der Christus Furrers eine innerlich unmögliche Persönlichkeit ist. 47 Jahre hat Furrer nach eigener Versicherung dem Studium der heiligen Schrift sich geweiht und das Resultat seiner Studien ist eine traurige Karrikatur, das Bild eines Schwärmers, der seinen eigenen Untergang redlich verdient und sein ewiges Evangelium der Liebe vermöge einer nie dagewesenen Unehrllichkeit der Sprache für immer zu nichte gemacht

hat zum unerseßlichen Schaden des menschlichen Geschlechtes; ein Individuum, das nicht den geringsten Anspruch auf jene grenzenlose Hochachtung hat, mit der Furrer von ihm spricht.

Wie ist Furrer zu diesem Zerrbilde gekommen? Dadurch, daß er an die Prüfung der heiligen Texte mit zwei unerwiesenen Voraussetzungen herantritt, daß nämlich: 1. Wunder unmöglich und somit ungeschichtlich sind und 2. daß der geschichtliche Christus als die schönste Blüte des Menschengeschlechtes auf Grund der Konstanz der menschlichen Natur nicht anders von Gott gedacht haben konnte, als Professor Furrer in Zürich. Gerade er hat übersehen, was er von anderen fordert, daß der, welcher sich „in das Innere eines großen Menschen“ versenken will, „sein eigenes armes Ich darob vergessen müsse“ (VI). Sein völlig mißglückter Versuch eines Lebens Jesu ist eine zwar unbeabsichtigte, aber treffende Bestätigung dessen, was er S. 166 über die Wahl der Jünger Jesu gesagt hat: „Alle seine Jünger hat Jesus aus dem schlichten Volke ausgewählt; kein Gelehrter war darunter, und er hat dabei mit großer Weisheit gehandelt. In diesen schlichten treuen Seelen zeichnete sich das geistige Bild Jesu mit voller Treue ab. In ihrer Schlichtheit und Einfalt haben sie aus sich nichts hinzugetan, sondern nur das der Welt wiedergegeben, was sie von ihrem Herrn aufgenommen hatten, während ein Gelehrter, ein Theologe fast unabweislich sich gedrungen fühlt, empfangene Gedanken mit seinen eigenen zu einem neuen Gebilde zu verschmelzen, wie das der Verfasser des vierten Evangeliums in großartiger“ — und wir müssen leider hinzufügen, Furrer in kläglichster — „Weise getan hat.“ Ja, Christus hatte recht, wenn er zu seinen Jüngern Leute mit nüchternem Hausverstand, und nicht Gelehrte mit verbohrter Voreingenommenheit gemacht hat. Die Biographie eines Furrer hätte wahrhaftig nicht einmal das erste Jahrhundert überstanden; — darum wollte auch Christus solche Herren nicht zu seinen Biographen.

Die praktische Bedeutung des römischen Katechismus.

Von Dr. Scherer in Schloß Alteglofsheim, Bayern.

Es gibt in unserer Zeit wohl kein Buch, welches so umfassend und authentisch zugleich die kirchliche Lehre enthält, wie der römische Katechismus. Aber ebenso tritt uns die Wahrnehmung entgegen, daß dieses „goldene Buch“, wie es Leo XIII. in seinem Rundschreiben an die französischen Bischöfe vom 8. September 1899 genannt hat, verhältnismäßig viel zu wenig beachtet und gewürdigt wird, selbst von denjenigen, für welche es in erster Linie bestimmt ist: von den Seelsorgern. Als Klemens XIII. 1761 eine glückliche Wiedergeburt des Werkes aus dem Grabe der Vergessenheit veranlaßte, beklagte er den „Reiz der Neuerung“, der „dieses Buch, obgleich mit so großer Mühe- waltung verfaßt, durch allgemeine Uebereinstimmung gebilligt und